

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 32

Artikel: Der Ring des Generals [Fortsetzung]
Autor: Lagerlöf, Selma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646381>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32 - 26. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

8. August 1936

Erntelied. Von Rudolf Pfister.

Zieht ein Sichlein halben Kreis Durch die Felder silbern, leis Taucht sein Gleichmaß ernst und schwer Unter in das Aehrenmeer;	Beugt die braune Bäuerin Ihren Nacken drüber hin, Wiegt sie golden, sonnenwarm Büschelweis das Korn im Arm,	Häuft sie um sich, lichtumloht, Himmelsfrucht zu Menschenbrot, Lieget Friede weit umher Als ob Gott zugegen wär.
---	--	---

Der Ring des Generals. Erzählung von Selma Lagerlöf.

Copyright by Roman-Vertrieb Langen/Müller, München.

4

Ingilbert war wieder drüben gewesen und hatte gehört, jetzt kam er zu ihr zurück.

„Du glaubst es doch nicht, Ingilbert?“ sagte sie mit einem letzten Versuch, die Angst zu verscheuchen.

Aber da sah sie, daß Ingilberts Hände zitterten und die Augen entsetzt starren. Er hatte ebensolche Angst wie sie.

„Was soll ich glauben?“ flüsterte Ingilbert. „Der Vater sagt, er hätte mehrmals versucht, nach Norwegen hinüberzugelangen, um den Ring zu verkaufen. Aber er konnte nie fortkommen. Das eine Mal wurde er krank, das andere Mal brach das Pferd das Bein, gerade als er vom Hof wegreiten wollte.“

„Was sagt der Propst?“ fragte das Mädchen.

„Er hat den Vater gefragt, warum er all diese Jahre den Ring behalten hat, wenn es doch mit so großer Gefahr verknüpft war, ihn zu besitzen. Aber der Vater gab zur Antwort, er hätte geglaubt, der Rittmeister würde ihn hängen lassen, wenn er seine Tat eingestand. Er hatte keine Wahl, er war gezwungen, ihn zu behalten. Aber nun wußte er, daß er sterben müsse, und nun wollte er den Ring dem Propst geben, damit man ihn dem General ins Grab lege und wir Kinder von dem Fluch befreit werden und wieder hinunter ins Dorf ziehen können.“

„Ich bin froh, daß der Propst da ist“, sagte das Mädchen. „Ich weiß nicht, was ich anfangen soll, wenn er fort ist. Ich fürchte mich so. Es kommt mir so vor, als ob der General dort drüben unter den Tannen steht. Denk nur, daß er alle Tage hier herumgegangen ist und uns bewacht hat! Und der Vater hat ihn vielleicht gesehen.“

„Ich glaube schon, daß der Vater ihn gesehen hat“, sagte Ingilbert.

Er ging wieder zur Hütte hin, um zu lauschen. Als

er zurückkam, hatte er einen anderen Ausdruck in den Augen.

„Ich habe den Ring gesehen“, sagte er. „Der Vater hat ihn dem Propst gegeben. Er schimmert wie eine Feuerflamme. Er ist rot und gelb. Er leuchtet. Der Propst hat ihn angeschaut und gesagt, er sähe, dies wäre der Ring des Generals. Geh nur zur Luke hin, dann kannst du ihn auch sehen!“

„Eher möchte ich eine Natter in die Hand nehmen, als diesen Ring ansehen“, sagte das Mädchen. „Du meinst doch nicht wirklich, daß er schön anzusehen ist?“

Ingilbert sah weg.

„Ich weiß ja, daß er uns zugrunde gerichtet hat“, sagte er, „aber gefallen hat er mir doch.“

Gerade als er dies sagte, drang die Stimme des Propstes stark und laut zu den beiden Geschwistern hinaus. Bis dahin hatte er den Kranken reden lassen. Nun war die Reihe an ihm.

Es war klar, daß er auf all diese wilden Reden von der Verfolgung eines Toten nicht eingehen konnte. Er versuchte dem Vater zu zeigen, daß es Gottes Strafe war, die ihn ereilt hatte, weil er ein so gräßliches Verbrechen begangen, einen Leichnam zu bestehlen. Der Propst wollte durchaus nicht einräumen, daß der General die Macht gehabt hatte, eine Feuersbrunst anzustiften, oder Krankheiten über Mensch und Vieh zu verhängen. Nein, die Unglücksfälle, die Bard getroffen hatten, waren Gottes Fingerzeige, ihn zu zwingen, seine Tat zu bereuen und das Gestohlene, noch bei Lebzeiten, zurückzuerstatten, auf daß seine Sünde vergeben werde und er eines seligen Todes sterben könne.

Der alte Bard Bardsson lag still da und hörte die Worte des Propstes, ohne einen Einwand zu erheben. Aber zu überzeugen vermochten sie ihn wohl nicht. Er hatte zu-

viel Schreckliches erlebt, um glauben zu können, daß all dies von Gott kam.

Aber die Geschwister, die dasaßen und vor Gespensterfurcht und Geisterangst zitterten, lebten förmlich auf.

„Hörst du?“ sagte Ingilbert und packte die Schwester heftig am Arm. „Hörst du? Der Propst sagt, daß es nicht der General war?“

„Ja“, sagte die Schwester. Sie saß mit gefalteten Händen da und sog jedes Wort, das der Propst sagte, tief in die Seele ein.

Ingilbert stand auf. Er schöpfte heftig Atem und richtete den Körper in die Höhe. Er war von seiner Furcht befreit. Er sah aus wie ein anderer Mensch. Hastig ging er zur Hüttentür und trat ein.

„Was ist denn?“ fragte der Propst.

„Ich will ein paar Worte mit dem Vater sprechen.“

„Geh fort! Jetzt spreche ich mit deinem Vater“, sagte der Propst streng.

Wieder wendete er sich Bard Bardsjon zu und sprach bald nachdrücklich, bald milde und erbarmungsvoll zu ihm.

Ingilbert hatte sich auf die Steinplatte gesetzt und die Hände vors Gesicht geschlagen. Aber eine große Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Er ging wieder in die Hütte hinein und wurde wieder fortgewiesen.

*

Als alles vorüber war, sollte Ingilbert dem Propst den Weg durch den Wald zurück zeigen. Anfangs ging alles gut, aber nach einiger Zeit sollten sie über ein überbrücktes Moor. Der Propst konnte sich nicht entsinnen, daß er auf dem Hinweg über ein solches gekommen war, und er fragte, ob Ingilbert ihn nicht irreführe, aber dieser gab zur Antwort, es wäre eine große Abkürzung, wenn sie den Weg über das Moor nehmen könnten.

Der Propst sah Ingilbert scharf an. Er hatte zu bemerken geglaubt, daß er wie der Vater vom Gelddurst besessen war. Ingilbert war ja einmal ums andere in die Hütte gekommen, wie um zu verhindern, daß der Vater den Ring hergebe.

„Das ist aber ein schmaler, gefährlicher Weg, du, Ingilbert“, sagte er. „Ich fürchte, daß das Pferd auf den glatten Stämmen ausgleitet.“

„Ich werde das Pferd schon führen, der hochwürdige Herr Propst braucht keine Angst zu haben“, sagte Ingilbert, und damit griff er auch schon nach den Zügeln des Pferdes.

Als sie mitten draußen auf dem Moor waren, nichts anderes als lockeren Morast auf allen Seiten, begann er jedoch das Pferd zurückzutreiben. Es sah aus, als wollte er es von dem schmalen Steg herabbrängen.

Das Pferd bäumte sich, und der Propst, der sich nur schwer im Sattel erhalten konnte, rief dem Begleiter zu, doch um Gottes willen den Zügel loszulassen.

Aber Ingilbert schien nichts zu hören, und der Propst sah, wie er mit düsterem Gesicht und zusammengebissenen Zähnen mit dem Pferd kämpfte, um es in den Sumpf hinunterzutreiben. Es war der sichere Tod, der Roß und Reiter erwartete.

Da steckte der Propst die Hand in die Tasche und zog ein kleines Beutelchen aus Ziegenleder hervor. Das schleuderte er Ingilbert gerade ins Gesicht.

Dieser ließ den Zügel los, um den Beutel aufzufangen, und das Pferd war frei. Erschreckt raste es weiter über den Pfad. Ingilbert blieb stehen und machte keinen Versuch zu folgen.

5.

Man kann sich nicht wundern, daß der Propst nach einem solchen Erlebnis ein bißchen wirr im Kopfe war und es Abend wurde, bis er den Weg ins Dorf hinunter fand. Auch war es nicht merkwürdig, daß er nicht auf der Olsbjer Straße, die der beste und kürzeste Weg war, aus dem Walde herauskam, sondern zu weit nach Süden abgebogen war, so daß er unmittelbar über Hedebj heraustrat.

Während er drinnen im Waldesdickicht herumritt, sagte er sich, daß das erste, was er zu tun hatte, nachdem er glücklich heimgekommen war, sein mußte, einen Boten zum Amtmann zu schicken, um ihn zu veranlassen, sich in den Wald zu begeben und Ingilbert den Ring wieder abzunehmen. Aber als er nun an Hedebj vorbeiritt, erwog er bei sich selbst, ob er nicht dort einsprechen und den Rittmeister Löwenköld wissen lassen sollte, wer es war, der sich erdreißet hatte, in das Grab hinabzusteigen und den Königsring zu stehlen.

Man könnte ja meinen, daß er über eine so natürliche Sache gar nicht erst lange nachzutrübeln brauchte, aber der Propst zögerte, weil er wußte, daß zwischen dem Rittmeister und seinem Vater nicht das beste Einvernehmen geherrscht hatte. Der Rittmeister war in ebenso hohem Grade ein Mann des Friedens, wie der Vater ein Mann des Kriegs gewesen war. Er hatte sich beeilt, seinen Abschied aus dem Kriegsdienst zu nehmen, sobald wir nur Frieden mit dem Russen hatten; und seither hatte er all seine Kräfte dafür eingesetzt, dem Wohlstand im Lande aufzuhelfen, der in den Kriegsjahren ganz niedergebrochen war. Er war ein Gegner von Alleinherrschaft und Kriegsrühm, ja er pflegte über Karl den XII. in höchst eigener Person Uebles zu sprechen, wie auch über so manches andere, was der Alte hochstellte. Um das Maß vollzumachen, war der Sohn ein eifriger Teilnehmer im Reichstagskrieg gewesen, aber stets als Anhänger der Friedenspartei. Ja, zwischen ihm und dem Vater hatte es so manchen Zankapfel gegeben.

Als nun vor sieben Jahren der Ring des Generals gestohlen worden war, hatte der Propst und viele mit ihm gemeint, daß der Rittmeister es sich nicht sonderlich angelegen sein ließ, ihn wiederzuerlangen. Und all dies bewirkte, daß er jetzt bei sich dachte: es hat keinen Zweck, wenn ich mir die Mühe mache, hier in Hedebj vom Pferd zu steigen. Der Rittmeister fragt nicht danach, ob der Vater oder Ingilbert den Königsring am Finger trägt. Es ist besser, wenn ich gleich den Amtmann Carelius von dem Diebstahl verständige.

Aber während der Propst noch mit sich selbst zu Räte ging, sah er, wie das Gartentor, das die Einfahrt zu Hedebj abschloß, ganz sachte aufschwang und weit offen stehen blieb.

Es sah recht merkwürdig aus, aber es gibt ja viele Gitter, die in dieser Weise von selber aufgehen, wenn sie nicht ordentlich zugemacht sind, und der Propst grübelte nicht weiter über die Sache nach. Er nahm dies jedoch als ein Zeichen, daß er in Hedebj einfahren sollte.

Der Rittmeister nahm in freundlich auf, eigentlich besser, als es bei ihm der Brauch war.

„Das ist aber schön, daß du dich hier sehen läßt, verehrter Freund“, sagte er. „Ich habe mich danach gesehnt, dich zu sprechen, und wollte heute schon mehrmals in den Pfarrhof hinübergehen, um dir, geschätzter Freund, etwas ganz Merkwürdiges zu erzählen.“

„Da wärest du vergebens gekommen, Freund Löwenföld“, sagte der Propst. „Schon in aller Frühe mußte ich zu einem Sterbenden auf die Dösbalm und komme eben erst von dort zurück.

Das ist ein abenteuerlicher Tag für mich alten Mann gewesen.“

„Das gleiche kann ich sagen, obwohl ich mich kaum aus meinem Sessel fortgerührt habe. Ich kann dir versichern, geschätzter Freund, daß, obwohl ich nun bald ein Fünziger bin und in den harten Kriegsjahren wie auch später allerhand mitgemacht habe, mir nichts so Wunderliches passiert ist, wie das, was ich heute erlebt habe.“

„Wenn dem so ist“, sagte der Propst, „will ich dir das Wort überlassen, Bruder Löwenföld. Auch ich habe meinem geschätzten Freund eine sonderbare Geschichte zu erzählen. Doch möchte ich nicht behaupten, daß sie das Merkwürdigste von allem sei, was mir je zugestoßen ist.“

„Nun ja“, sagte der Rittmeister, „es kann auch sein, daß du gar nichts Sonderbares an meiner Geschichte findest, Verehrtester. Das wollte ich eben fragen. — Du hast doch wohl schon von Gathenhielm gehört?“

„Von dem schrecklichen Seeräuber und Kapitan, der von König Karl zum Admiral ernannt wurde? Wer hätte nicht von ihm gehört?“

„Heute mittag“, fuhr der Rittmeister fort, „kamen wir beim Essen auf die alte Kriegszeit zu sprechen. Meine Söhne und ihr Hofmeister fingen an, mich auszufragen, wie alles damals gewesen sei, denn von derlei will die Jugend ja immer hören. Merke wohl, geschätzter Freund, von den schweren, harten Jahren, die wir Schweden nach König Karls Tod mitmachen mußten, als wir durch den Krieg und den Geldmangel in allem und jedem zurückgeblieben waren, danach fragen sie nie. Sondern nur nach den verderblichen Kriegsjahren. Bei Gott, sollte man nicht glauben, daß sie es für gar nichts rechnen, niedergebrannte Städte aufzubauen, Eisenwerke und Fabriken anzulegen, abzuholzen und neue Erde zu pflügen. Ich glaube, Verehrtester, meine Söhne schämen sich meiner und meiner Zeitgenossen, weil wir aufhörten, auf Heereszüge auszugehen und fremde Länder zu verwüsten. Sie scheinen zu glauben, daß wir schlechtere Männer sind als unsere Väter und daß die alte schwedische Kraft aus uns gewichen ist.“



Bei der Ernte. Nach einer Zeichnung von H. Müller.

„Da hast du freilich recht, Bruder Löwenföld“, sagte der Propst. „Die Liebe dieser Jugend zum Kriegshandwerk ist tief bedauerlich.“

„Nun wohl, ich willfahrte ihren Wünschen“, sagt der Rittmeister, „und da sie von einem großen Kriegshelden hören wollten, erzählte ich ihnen von Gathenhielm und seinem grausamen Verfahren gegen Kaufleute und friedliche Reisende, und vermeinte, daß ich damit ihr Entsetzen und ihren Abscheu hervorrufen würde. Und als dies mir auch gelang, bat ich sie, zu bedenken, daß dieser Gathenhielm ein echter Sohn der Kriegszeit war und fragte sie, ob sie die Erde wohl von solchen Teufelsbraten bevölkert sehen möchten.“

Aber bevor meine Söhne noch darauf antworten konnten, ergriff ihr Hofmeister das Wort und bat mich, ihm zu gestatten, noch eine Geschichte von Gathenhielm zu erzählen. Und da er sagte, daß dieses Abenteuer nur bestätige, was ich schon früher von Gathenhielms furchtbarer Wildheit und Raserei gesagt, gab ich meine Einwilligung.

Er begann zu erzählen, daß, nachdem Gathenhielm in jungen Jahren verstorben und seine Leiche in der Dönsalaer Kirche in einem Marmor Sarkophag, den er dem dänischen König geraubt hatte, beigelegt war, ein so furchtbarer Geistespuk in der Kirche anging, daß die Dönsalaer Kirchspielbewohner es nicht aushalten konnten. Sie wußten sich keinen anderen Rat, als die Leiche aus dem Sarge zu nehmen und sie auf einer öden Schäre weit draußen im Meere zu beerdigen.

In der Kirche hatte man nun Frieden, aber Fischer, die auf ihren Fahrten in die Nähe von Gathenhielms neuer Ruhestätte kamen, wußten zu erzählen, daß man dort immer Lärm und Getöse höre und daß der Schaum hoch über der Schäre aufspritze, auch wenn das Meer sonst spiegelglatt dalag. Die Fischer dachten sich, daß all die Seeleute und Krämer, die Gathenhielm aus den gefaperten Fahrzeugen über Bord hatte werfen lassen, nun aus ihren feuchten Gräbern emporstiegen, um ihn zu peinigen und zu malträtierten, und sie hüteten sich, nach dieser Richtung zu fahren. Aber einmal war doch einer von ihnen im Dunkel

der Nacht der gefährlichen Stelle zu nahe gekommen. Er fühlte sich von einem Wirbelwind erfasst, der Schaum peitschte ihm ins Gesicht, und eine dröhnende Stimme rief ihm zu: „Geh nach Gata in Onjala und sage meiner Frau, sie möge mir sieben Bündel Haselruten und zwei Wacholderknüttel schicken.“

Der Propst hatte der Erzählung bisher still und geduldig zugehört; aber als er nun merkte, daß sein Nachbar nur eine gewöhnliche Gespenstergeschichte aufzutischen hatte, konnte er eine ungeduldige Gebärde kaum unterdrücken. Der Rittmeister beachtete dies jedoch nicht.

„Du verstehst, Geschäftster, es blieb nichts anderes übrig, als diesem Befehle zu gehorchen.“

Und Gathenhielms Frau, die gehorchte auch. Die zähesten Haselruten und die derbsten Wacholderknüttel wurden bereitgemacht, und ein Knecht aus Onjala ruderte mit ihnen ins Meer hinaus.“

Nun machte jedoch der Propst einen so deutlichen Versuch zu unterbrechen, daß der Rittmeister seine Ungeduld merkte.

„Ich weiß, was du denkst, lieber Freund“, sagte er. „Ich machte mir auch dieselben Gedanken, als ich heute mittag die Geschichte hörte. Aber ich bitte dich, lieber Freund, mich bis zu Ende anzuhören. Ich wollte also sagen, er muß ein beherzter Mann gewesen sein, dieser Knecht, und seinem toten Herrn sehr zugetan, sonst hätte er es wohl kaum gewagt, den Auftrag auszuführen. Als er in die Nähe der Begräbnisstätte kam, schlugen die Wellen darüber zusammen, wie bei heftigem Sturm, und Lärm und Waffengeklirr ertönte im weiten Umkreis. Aber der Knecht ruderte dennoch so nahe heran, als er konnte, und es gelang ihm sowohl die Knüttel wie die Rutenbündel auf die Schäre zu werfen. Hierauf entfernte er sich mit raschen Ruderschlägen von dem Orte des Grauens.“

„Geschäftster Freund“, begann der Propst, doch der Rittmeister ließ sich nicht beirren.

„Aber doch nicht sehr weit. Als er in etwa dreißig Faden Entfernung war, ruhte er auf den Rudern aus, denn er wollte sehen, ob sich nun etwas Merkwürdiges begeben würde, und er brauchte nicht vergeblich zu warten. Denn mit einem Male stieg der Schaum himmelhoch über der Schäre an, der Lärm wurde wie das Donnern einer Feldschlacht, und schreckliche Jammerrufe erklangen über das Meer hinaus.“

Dies ging eine Weile so fort, doch mit nachlassender Heftigkeit. Endlich ließen die Wellen ab, gegen Gathenhielms Grab anzustürmen. Bald lag es ebenso still und stumm da wie jede andere Insel. Der Knecht hob die Ruder, um sich auf den Heimweg zu machen, aber im selben Augenblick rief ihm eine dröhnende, triumphierende Stimme zu: „Geh nach Gata in Onjala und bestelle meiner Frau, daß Lassa Gathenhielm im Tode wie im Leben über seine Feinde siegt!“

Der Propst hatte mit gesenktem Kopf dagesessen und zugehört. Nun die Erzählung zu Ende war, erhob er das Antlitz und sah den Rittmeister fragend an.

(Fortsetzung folgt.)

Wachtelschlag.

Von Adolf Stöber.

Wie frisch erquidt, wie frisch erquidt
Der munt're Wachtelschlag,
Wenn's auf dem Kornfeld hießerwidt
Am heißen Sommertag!
Das klingt aus voller Brust so hell,
Wie sprudelnd aus dem Fels ein Quell.

„Sei wohlgenut! Sei wohlgenut!“
Das ist der Wachtel Rat.
„Brennt noch so heiß der Sonne Glut,
Nur fröhlich bei der Tat!
Ein fröhlich Singen spät und früh
Verküßt des Tages Last und Müh.“

„Vertrau dem Herrn, vertrau dem Herrn!“
Das ist der Wachtel Ruf.
„Der Herr behütet jährlich gern
Die Saaten, die er schuf;
Und ob es donnert, blizt und tracht,
Getrost! Der Herr im Himmel wacht!“

„Gott Lob und Preis! Gott lob und Preis!“
Das ist der Wachtel Lehr.
„Die Felder sind zur Ernte weiß,
Gebt unserm Gott die Ehr!
Für jede Garbe Gott sei Dank!
Die unter eurer Sichel sank!“

„Vergeßt nicht mein! Vergeßt nicht mein!“
Das ist der Wachtel Bitt!
„Und räumt mir auch ein Nestchen ein
Von eurem Aehrenschnitt,
Vergesst nicht der Armen heut,
Wenn euch der gute Tag erfreut!“

„Behüt euch Gott! Behüt euch Gott!“
Das ist der Wachtel Gruf.
Es kommt die bitt're Wintersnot,
Darum ich scheiden muß;
Der Herr bewahr euch alle fromm,
Bis übers Jahr ich wieder komm!“

Wurde Bern von den Zähringern gegründet?

In der Wissenschaft ist alles im Fluß. In der historischen ganz besonders. Wir lernten in der Schule, daß die Stadt Bern im Jahre 1191 von Herzog Berchtold V. von Zähringen gegründet wurde und daß der Bär, den der herzogliche Jäger im Eichenwald auf der Marethalbinsel erlegte, der Stadt den Namen gegeben habe. Die nächste Schulgeneration wird es schon besser wissen: Nein, Bern hat schon vor 1191 bestanden; es war schon lange vorher ein wichtiger Raftort für den Fernhandel über den St. Bernhardpaß, mit Markt und Flußübergang, und es ist von Herzog Berchtold nur vergrößert und zur Stadt erhoben worden. Der Name Bern hat mit dem Wappentier nichts zu tun, ist vielmehr von Taberna, d. h. Herberge, abzuleiten; solcher hatte es in der Neumarktsiedlung Bern, dem „Burgum de Berno“, wie der Ort in der Berner Handveste bezeichnet ist, viele gegeben. Wie wir uns das „vorzähringische Bern“ vorzustellen haben, darüber geben uns die alten Stadtpläne der zeitgenössischen Städte Aufschluß. Sie hatten alle eine breite Marktgasse, einen Stadtbach oder mehrere solcher, und gewisse burgundische Flußorte haben wie unser Bern eine Schwelle. Diese drei Einrichtungen: Marktgasse mit Marktständen, aus denen später die „Lauben“ entstanden,